

# IM STEINGERÖLL VON TRIPOLIS

Von

\* \* \*

Kommt ein Reisender von dem angrenzenden Tunis nach Tripolis, so fällt ihm sofort die in den beiden Nachbarländern völlig verschiedene Stellung der Eingeborenen den Europäern gegenüber auf. Dort kolonisieren Franzosen, hier Mussolini. In den zahllosen Kaffees in Tunis sitzen französische Bürger, Offiziere, Kaufleute, Beamte, Touristen neben Eingeborenen in ihrer einheimischen oder auch in europäischer Tracht, sie lesen dieselben Zeitungen und trinken dieselben Apéritifs. Ein buntes Völkergemisch, — weiße, braune, schwarze Hautfarben aller Schattierungen, alle Temperamente, alle arabischen und französischen Mundarten sind hier anzutreffen. In den Abendstunden wandeln Europäer und Eingeborene friedlich Seite an Seite die lange Avenue hinauf, die von der Bucht nach dem Stadtinnern führt. Sie diskutieren über die gleichen Tagesfragen und flirten mit denselben Mädchen.

In Tripolis dagegen herrscht strikte Scheidung. Kein Eingeborener käme auf den Gedanken, an einem der vielen — meist leeren — Tische der großen Kaffees auf dem Korso Platz zu nehmen oder gar einen Italiener anzusprechen. Man muß schon nach dem Eingeborenenviertel gehen, um den Araber bei seiner Kaffeestunde zu beobachten. Und dort wird man ihn treffen, in seiner traditionellen Tracht mit dem malerischen Barracan, mit der Wasserpfeife und einem Grammophon lauschend, — das arabische Gesänge ertönen läßt. Die Omnibuslinien, die in die nahe Nachbarstadt fahren, haben eine I. und eine II. Klasse. In die II. stopft sich alles hinein, was Fez, Barracan und keine Schuhe trägt; sind die Bänke besetzt, so bietet ja auch die Plattform noch Raum zum Stehen, oder man hockt sich auf die Erde und läßt die Beine herausbaumeln. Die I. Klasse bleibt halbleer. In ihr fahren vielleicht zwei italienische Sergeanten, ein einsamer Tourist und — der Billettschaffner. Distanz, so lautet überall die erste Parole.

Vieles unterscheidet dennoch den italienischen Kolonisator vom englischen. Der junge Engländer, der in die Kolonien geht, ist von der hohen Mission, die das englische Volk zu erfüllen hat, fest überzeugt. Gott hat ja das Inselvolk eigens dazu geschaffen, die „Bürde des weißen Mannes“ in den farbigen Erdteilen zu tragen, Englands kolonialisatorische Tätigkeit ist ein gottgefälliges Werk und eine Wohltat für die gesamte Menschheit. So lernt es der englische Junge in Eton und Harrow, in Oxford und in Cambridge, und es gibt etwas in England, das man mit dem Begriff kolonialisatorisches Ethos bezeichnen kann. Der Italiener hingegen ist trotz aller faschistischen Erziehungsarbeit von seinem Kolonisieren müssen durchaus nicht überzeugt. Verständnislos und fast feindselig blickt er nach Libyen, das jährlich Millionen und Millionen Zuschuß verlangt, dessen trostlose Steinwüsten und Sandmeere kein Korn, keine Oliven, keine Trauben, keine Erze und keine Kohle liefern wollen. Beim Anblick des Steingerölls von Tripolis fragt man sich, ob vielleicht hier italienischen Kolonisatoren der Gedanke an bessere Kolonien, etwa so schöne und fruchtbare wie Abessinien gekommen sei? Trotz aller denk-